

Hermann Schmitz

Phänomenologie der Zeit



VERLAG KARL ALBER



Hermann Schmitz
Phänomenologie der Zeit

VERLAG KARL ALBER 

Im üblichen Verständnis gilt die Zeit als Rahmen und Ordnungsform des Geschehens. Die phänomenologische Betrachtungsweise gräbt tiefer bis zu den Schichten der Zeit, die für Identität, Subjektivität, Einzelheit und *die Welt* (im bestimmten Singular) benötigt werden. Vorbereitende Untersuchungen im 1. Kapitel gestatten unter anderem, die ursprünglich intensive Natur der Dauer und den Überschuss der offenen Zukunft über die geschlossene aufzudecken. Anfang und mögliches Ende der Zeit und deren Aporien werden ebenso behandelt wie die Zeitform des Ganges der Geschichte. Ein ausführliches Schlusskapitel sichtet die Geschichte der Zeit in den Händen der Philosophen.

Der Autor:

Hermann Schmitz, geb. 1928 in Leipzig, promoviert 1955, habilitiert für Philosophie 1958; 1971 bis 1993 ordentlicher Professor für Philosophie an der Universität Kiel. Begründer der Neuen Phänomenologie. Autor zahlreicher Bücher und Aufsätze. Zuletzt im Verlag Karl Alber erschienen sind: *Der Weg der europäischen Philosophie. Eine Gewissenserforschung* (2007), *Logische Untersuchungen* (2008), *Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie* (2009), *Jenseits des Naturalismus* (2010), *Bewusstsein* (2010), *Das Reich der Normen* (2012), *Kritische Grundlegung der Mathematik* (2013). 2011 gab Hans Werhahn den Gesprächsband *Neue Phänomenologie. Hermann Schmitz im Gespräch* heraus.

Hermann Schmitz

Phänomenologie der Zeit

Verlag Karl Alber Freiburg/München

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER

in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2014

Alle Rechte vorbehalten

www.verlag-alber.de

Satz und PDF-E-Book: SatzWeise GmbH, Trier

ISBN (Buch) 978-3-495-48627-6

ISBN (PDF-E-Book) 978-3-495-86056-4

Inhalt

Vorrede	7
1. Vorbereitungen	12
1.1. Attribute und Existenz-Inductiva	12
1.2. Identität und Einzelheit	15
1.3. Situationen	23
1.4. Verhältnisse und Beziehungen	30
2. Die primitive Gegenwart und ihre Entfaltung	37
2.1. Das Geschehen der primitiven Gegenwart	37
2.1.1. Der Ursprung absoluter Identität	37
2.1.2. Primitive Gegenwart	46
2.1.3. Raum und Zeit	56
2.1.4. Dauer	61
2.2. Die Entfaltung der primitiven Gegenwart zur Welt	74
3. Die Schichten der Zeit	97
3.1. Übersicht	97
3.2. Die Modalzeit	108
3.3. Die Lagezeit	121
3.3.1. Prämetrische Lagezeit	121
3.3.2. Metrisierte Lagezeit	133
3.3.3. Reine Lagezeit	142
3.4. Die modale Lagezeit	144
3.5. Offene und geschlossene Zukunft	149
3.6. Anfang und Ende der Zeit	163

4. Aporien der Zeit	168
4.1. Aristoteles, Skeptiker und Augustinus	168
4.2. McTaggart	173
4.3. Die Aporie der Erinnerung	176
4.4. Die Aporie des Ankommens der Gegenwart	179
5. Zeit als Geschichte	182
5.1. Begriff der Geschichte	182
5.2. Die Aufgabe des Historikers	187
5.3. Der Gang der Geschichte	200
5.4. Störungsstellen im Gang der Geschichte	208
6. Die Zeit der Philosophie	216
6.1. Sukzession als Leitmotiv der Schichtenmischung	216
6.2. Heidegger	217
6.3. McTaggart	237
6.4. Husserl	241
6.5. Bergson	253
6.6. Deutscher Idealismus	262
6.7. Kant	270
6.8. Leibniz	276
6.9. Suarez	279
6.10. Augustinus	289
6.11. Plotin	293
6.12. Aristoteles	299
6.12.1. Die Lagezeit	301
6.12.2. Das Nun	310
6.13. Platon	319
Personenregister	323
Sachregister	326

Vorrede

Um dieses Buch richtig zu verstehen, ist es nötig, sich den phänomenologischen Standpunkt, auf dem es geschrieben ist, in seinen Stärken und seinen Schwächen vor Augen zu führen. Die Phänomenologie entspringt der Aufgabe und dem Bedürfnis des Menschen, sich auf sein Sichfinden in seiner Umgebung zu besinnen. Dieses Bedürfnis führt ihn unvermeidlich auf die Frage: Was muss ich gelten lassen? Dieser Frage kann der sich Besinnende nur gerecht werden, wenn er bereit ist, hinter alle Zumutungen, die die Auswahl von Themen einschränken oder deren Bearbeitung in eine abgeschirmte Richtung lenken, in kritischer Besinnung zurückzugehen. Er muss also offen sein für alle Anregungen, die seine selbst gewonnenen oder ihm nahe gebrachten Überzeugungen in Frage stellen können: offen für alles, was er erfährt. Andererseits ist er bei seiner Prüfung einsam: Er kann nur selbst entscheiden, was er gelten lassen muss. Das ist die Lage des Phänomenologen. Er sucht nach Phänomenen. Ein Phänomen für jemand zu einer Zeit ist ein Sachverhalt, dem der Betreffende dann im Ernst, auch wenn er sich noch so sehr anstrengt, seine Annahmen zu variieren, nicht den Glauben verweigern kann, dass es sich um eine Tatsache handelt. Die doppelte Relativierung dieses Phänomenbegriffs ist zu beachten. Es kann nicht vorausgesetzt werden, dass alle Menschen in der Auslese der Phänomene einig sein können, und auch nicht, dass der sich Besinnende sich mit sich immer darin einig sein wird. Phänomenologie ist eine empirische Wissenschaft aus einsamer, aber weit offener Erfahrung, die immer wieder der Überprüfung bedarf, in welchem Maß sie gemeinsam und beständig ist. Das ist ihre Schwäche. Ihre Ergebnisse können nicht mit dem Vertrauen, dass jeder sie beim Einhalten schematischer und im Rah-

men des Menschenmöglichen zumutbarer Vorschriften überzeugend reproduzieren kann, abgespeichert werden. Dieser Schwäche steht die Stärke gegenüber, dass es keine andere als die phänomenologische Methode gibt, sich mit wachem Geist von der Erfahrung überzeugen zu lassen, und keine Instanz als die unwillkürlich sich aufdrängende Erfahrung, um herauszufinden, welche Annahmen beliebig und konventionell und welche für die Anerkennung als wahr und auf Tatsachen zu treffend unverfügbar sind. Im Besitz dieses Schlüssels einzig möglicher gedanklicher Rechtfertigung erhebt die Phänomenologie einen universellen erkenntnistheoretischen Anspruch, der nicht auf eine Domäne (z. B. die menschliche Lebenswelt im Gegensatz zur Welt der Naturwissenschaft) eingeschränkt ist.

Wie weit man damit kommt, ist a priori nicht vorauszusehen. Das hochgesteckte Ziel der Phänomenologie besteht darin, in Gestalt von Phänomenen lauter Universalien aufzudecken, die allen Menschen einleuchten können. Auf dem Weg zu diesem Ziel gibt es viele Anlässe zur Ermutigung. Kein Vernünftiger wird bestreiten, dass die Menschen normalerweise zwei Beine und nicht fünfzig davon, nicht mehr als eine Nase und ein Herz haben. Das sind naturwissenschaftliche Tatsachen, abstrahiert von der Erfahrungsbasis der primären Sinnesqualitäten, die den Vorzug haben, in besonderem Maß intermomentan und intersubjektiv identifizierbar, messbar und selektiv variierbar zu sein, daher ausgezeichnet für Experiment und Statistik geeignet zu sein. Die Naturwissenschaft beschränkt ihr Datenmaterial, an dem sie ihre Theorien durch Prognosen in Experimenten zu bewähren sucht, auf solche Merkmalsorten und gewinnt dadurch nach Zusatz von Konstrukten und Algorithmen die Chance verlässlich reproduzierbarer Prognosen, die dazu verführen, beobachtete Regelmäßigkeiten zu allgemeinen Naturgesetzen aufzubauschen. Die Phänomenologie kann sich diesen Vorteil beliebig reproduzierbarer prognostischer Bewährung nicht zu eigen machen, weil sie mit der auf geeignete Merkmalsorten verkürzten Beobachtungsbasis die für sie nötige Offenheit der

Erfahrung preisgeben würde. Es besteht aber kein vernünftiger Grund, bei der Fahndung nach interhumanen Universalien bei solchen Merkmalsorten Halt zu machen. Ebenso wie anzunehmen ist, dass alle normal entwickelten Menschen eine Nase und Lungen haben, ist auch anzunehmen, dass sie atmen und darüber nicht nur durch Chemie und Physiologie etwas erfahren, sondern auch durch Spüren. Dieses Spüren kann man verfolgen, indem man es zunächst etwa in gespürtes Ein- und Ausatmen gliedert und dann nach gespürten Strukturen sucht, die sich in diesen Fällen und in anderen zeigen, wo anderes, aber mit derselben oder einer anderen Kombination der Strukturenmomente, spürbar ist. Mir ist es gelungen, durch Belauschen dieses Spürenkönnens, das ich vermutlich mit allen Menschen teile, ein Gegenstandsgebiet freizulegen, das jedem das Nächste ist und z.B. für sein Personsein und seine Kontakte und Lebensbezüge unerlässlich ist, aber bisher noch nicht der Ausdehnung und Dynamik nach durchleuchtet wurde: den spürbaren Leib. Das ist nur ein Beispiel dafür, dass der wichtigste Ertrag phänomenologischen Forschens nicht kritisch, sondern inventorisch ist, indem Tatsachenzusammenhänge und Gegenstandsbereiche aufgedeckt werden, die unter konventionellen, oft tief eingefresenen Vergegenständlichungsweisen, Dogmen und Überzeugungen versteckt waren.

Gegen die mögliche Universalität von Phänomenen, die aber nicht vorausgesetzt werden darf, wird oft der Einwand der Kulturschwellen erhoben: in anderen Kulturen und Gattungen lebe, denke, erfahre man ganz anders. Zugegeben, anders, aber was heißt hier »ganz«? Das ist ein abstraktes Totschlagwort, dessen Inhalt niemand mit Belegen ausfüllen kann. Ich bin weit entfernt von dem Anspruch, mit Phänomenologie jede solche Schwelle aufbrechen zu können, halte aber die Ergebnisse einer sorgfältigen Phänomenologie für vorzüglich geeignet, unter die vermeintlichen Selbstverständlichkeiten der eigenen Kultur zurückzugehen und durch Aufdecken eigener Erfahrung in dieser Tiefe dahinterzukommen, *was* in anderen Kulturen anders ist.

Ein Beispiel ist die sogenannte homerische Psychologie. Snell hatte festgestellt, der homerische Mensch sei ganz anders als wir, weil ihm so vieles fehle, das wir besäßen, z. B. die Seele. Ich habe diese negative Charakteristik auf der Basis der Phänomenologie des spürbaren Leibes ins Positive gewendet.

Ein ebenso dankbares Objekt wie der Leib ist für die phänomenologische Revision die Zeit. Augustinus fragte: Was ist die Zeit? (Er setzte hinzu: Wenn mich niemand fragt, weiß ich es; wenn man mich fragt, weiß ich es nicht mehr.) Kant antwortete mit den wuchtigen Schlägen von fünf kurzen Argumenten, von denen die zwei ersten mit den Worten beginnen: »Die Zeit ist ...« Wusste er, wonach Augustinus fragte? Ich glaube, nicht. Beider Fehler und der der Meisten, die von der Zeit reden, besteht darin, so einfach »die Zeit« zu sagen. Die Zeit ist eine Fassade. Bei gründlicher phänomenologischer Revision zerfällt sie in eine Folge von Schichten, die sich mit durchsichtiger Konsequenz über einander legen und die Rätsel der Zeit zwar nicht erledigen, aber dem Begreifen zugänglich werden lassen.

Als ich mich im Frühjahr 2012 auf die Phänomenologie der Zeit zu konzentrieren begann, bemerkte ich mit Schrecken, wie viel noch auszufüllen war. Ich hatte schon 1964 (*System der Philosophie* Band I: *Die Gegenwart*) auf Modalzeit, Lagezeit und Dauer als drei Komponenten der Zeit hingewiesen, seither aber die Dauer (auch in dem »Zeit« überschriebenen Kapitel meines Buches *Der unerschöpfliche Gegenstand*, 1990) so stiefmütterlich behandelt, dass aus meinen Ausführungen kaum zu entnehmen war, wie die Zeit weitergehen kann. Andere Defizite betrafen die Metrisierung der Lagezeit und die offene Zukunft im Verhältnis zur geschlossenen. Inzwischen hoffe ich, die Thematik so ausgearbeitet zu haben, dass sich ein ziemlich abgerundetes Ganzes einer Phänomenologie der Zeit, wie sie sich aus meinem Ansatz herauschälen lässt, ergibt.

Dieses Buch beginnt im ersten Kapitel mit vier vorbereiteten Themen, die nicht schon die Zeit betreffen. Sie liefern mir das unentbehrliche Handwerkszeug, ohne das ich vor der Zeit

hilflos wäre. Das zweite Kapitel dient der Einordnung der Zeit in einen weitgespannten Zusammenhang, der von der elementarsten und unentbehrlichsten Erfahrung primitiver Gegenwart zur Welt, in die jene sich entfaltet, führt. Grob gesprochen, geht es um die Rolle der Zeit in der Welt. Das dritte Kapitel, das die Schichten der Zeit behandelt, bildet gemäß dem Gesagten gewissermaßen den Kern des Buches. Das vierte Kapitel behandelt die Aporien der Zeit in einer Weise, die weitgehend, aber mit erheblichen Verbesserungen, der Darstellung der Rätsel der Zeit in meinem Büchlein *Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie* entspricht. Anschließend greife ich im 5. Kapitel auf die Geschichte aus. Das mag ein Überschreiten der Grenzen einer eng umschriebenen Phänomenologie der Zeit sein. Da aber jeder Mensch als Person durch sein persönliches Schicksal in eine Geschichte – und sei es nur seine Lebensgeschichte – gehört und diese spezifische zeitliche Strukturen aufweist, schien es mir zur Konkretisierung des Themas *Zeit* angemessen, Zeit auch als Geschichte zu besprechen. Ich habe, obwohl es viele Geschichten gibt, den Singular bevorzugt, weil der Plural eine mir sehr unerwünschte, heute aber beliebte Nähe zum Novellistischen nahelegt. Im letzten Kapitel gehe ich die wichtigsten Stationen des europäischen Philosophierens über die Zeit durch, um eine Rechenschaft vom Verhältnis meines Beitrags zum Vorliegenden der Tradition zu ermöglichen.

Dieses Buch ist fast allein aus sich verständlich; wenn aber der Leser sich darin ganz heimisch fühlen möchte, rate ich ihm, meine beiden kürzlich erschienenen, nicht sehr umfangreichen Bücher *Der Leib* (Berlin 2011, bei de Gruyter) und *Kritische Grundlegung der Mathematik* (Freiburg 2013, bei Karl Alber) hinzuzuziehen.

Für entgegenkommende Bereitschaft und reibungslose Zusammenarbeit danke ich Frau Marina Bergmann, die die elektronische Fassung des Textes besorgt hat, und dem Verlag Karl Alber, namentlich dem Verlagsleiter, Herrn Lukas Trabert.

Hermann Schmitz

1. Vorbereitungen

1.1 Attribute und Existenz-Inductiva

Als ein *Attribut* einer Sache bezeichne ich eine Bestimmung der Sache, die für deren Identität wesentlich oder von Belang ist, in dem Sinn, dass die Sache nicht diese, sondern eine andere wäre, wenn ihr die betreffende Bestimmung nicht zukäme. Dabei ist keineswegs an besonders grundlegende, im emphatischen Sinn essentielle Bestimmungen zu denken. Auch ganz geringfügige Äußerlichkeiten sind Attribute, z. B. in meinem Fall, dass ich gerade sitze und schreibe; ein Individuum, das in diesem Moment stünde und anders beschäftigt wäre, könnte nicht ich sein, weil niemand zugleich sitzen und stehen kann. Entsprechendes gilt für die Zahl der Haare auf meinem Kopf und andere gleichgültige Nebensachen. Offenbar kommen jeder einzelnen Sache ihre Attribute notwendig zu, denn, wenn auch nur eines fehlen und durch ein anderes ersetzt sein sollte, wäre sie diese und auch eine andere Sache, was nicht angeht, weil jede einzelne Sache notwendig mit sich identisch ist. Allerdings gilt dieser Satz nur, wenn die Bestimmtheit der Sache durch das betreffende Attribut eine objektive Tatsache ist, d. h. eine solche, die jeder aussagen kann, sofern er genug weiß und gut genug sprechen kann. Es gibt auch für jemand subjektive Tatsachen, die nur er selbst von sich aussagen kann. Für diese stellt sich die Sachlage etwas anders dar. Hier kommt es nicht darauf an; es genügt, über objektive Tatsachen der Bestimmtheit zu sprechen. Ich begnüge mich daher mit Verweis auf die Behandlung des Unterschieds an anderer Stelle.¹

¹ Hermann Schmitz, Kritische Grundlegung der Mathematik, Freiburg i. Br. 2013, S. 36 f.

Jetzt ist zu prüfen, ob alle Bestimmungen einer Sache auch ihre Attribute sind. Nach der seit Leibniz herrschenden Auffassung von Identität müsste das der Fall sein, denn demnach sind Sachen A und B dann und nur dann identisch, wenn sie in allen Bestimmungen übereinstimmen. Dagegen ist zu erinnern, dass alle Attribute notwendig zu der Sache gehören, deren Attribute sie sind. Unter den Bestimmungen einer existierenden Sache ist aber auch die, dass sie existiert, dass es sie gibt. Zwar bestritt Frege, dass Existenz eine Bestimmung der existierenden Sache sei, aber er irrt.² Existenz kann kein Attribut sein, weil es für keine Sache notwendig sein kann, dass es sie gibt. Andernfalls wäre nämlich notwendig, dass es irgend etwas (mindestens diese Sache) gibt. Das ist aber nicht notwendig. Vielmehr ist möglich – in dem Sinn von: ohne Widerspruch denkbar –, dass es gar nichts gibt. Das zeigt sich, wenn man allen Sachen – im Sinne von »etwas überhaupt«, allen Etwassen – in Gedanken das Nichtsein zuordnet. Diese Belegung ist offenbar einwandfrei möglich, d. h., sie kommt ohne Doppelbelegung einer Sache mit kontradiktorischen Bestimmungen wie Sein und Nichtsein aus. Das wäre anders bei dem Versuch, den umgekehrten Gedanken, dass es alles gibt, durch eine entsprechende Belegung zu bestätigen. Dabei würden sich lauter logische Unverträglichkeiten gleichermaßen möglicher Bestimmungen ergeben, z. B. zwei Körper mit unvereinbaren Bestimmungen zur selben Zeit am selben Ort. Wenn es aber gar nichts gibt, kann nichts dem anderen den Platz in einer überall einfachen Belegung streitig machen. Also ist es prinzipiell möglich, wenn auch nicht wirklich, dass es gar nichts gibt. Also kann für keine Sache notwendig sein, dass es sie gibt. Also ist Existenz kein Attribut.³

² Zum Beweis ebd., S. 39f.

³ Darauf scheint auch Kant hinauszuwollen mit den berühmten Sätzen aus der *Kritik der reinen Vernunft* A599f. B626f.: »*Sein* ist offenbar kein reales Prädikat, d. h. ein Begriff von irgend etwas, was zu dem Begriffe eines Dinges hinzukommen könne. (...) Hundert wirkliche Taler enthalten nicht das mindeste mehr, als hundert mögliche. Denn, da diese den Begriff, jene aber

Die Existenz zieht von den Attributen eine Reihe weiterer Bestimmungen ab, die ich »Existenz-Inductiva« nenne. Ein *Existenz-Inductivum* ist von einer Sache eine Bestimmung, für die aus der Annahme, dass sie Attribut einer Sache ist, logisch folgt, dass eine Sache (dieselbe oder eine andere) existiert, einschließlich vergangener oder künftiger Existenz. Da, wie gesagt, jede Sache ihre Attribute notwendig (in objektiver Tatsächlichkeit) besitzt, wäre im Fall des Zutreffens dieser Annahme logisch notwendig, dass eine Sache existiert, eventuell auch nur existiert hat oder existieren wird. Das ist aber, wie gezeigt wurde, niemals logisch notwendig. Also können Existenz-Inductiva keine Attribute sein. Existenz-Inductiva sind außer der Existenz selbst die Wahrheit affirmativer Existenzbehauptungen und die entsprechende Tatsächlichkeit, ferner Erzeugerschaft als die Leistung, eine Sache aus dem Nichtsein ins Sein zu befördern, sowie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Vergangenheit einer Sache besteht darin, dass sie einmal gewesen ist, ihre Gegenwart darin, dass sie ist in der Weise, nicht mehr noch nicht und noch nicht nicht mehr zu sein, ihre Zukunft darin, jetzt noch nicht, aber später zu sein.⁴ Die Existenz-Inductiva sind also Bestimmungen einer Sache, die für ihre Identität als diese Sache belanglos sind. Dies hat die Folge, dass jede Sache mit einem Existenz-Inductivum mit einer Sache ohne diese Bestimmung identisch sein kann. Besonders einfach lässt sich das an der Ver-

den Gegenstand und dessen Position an sich selbst bedeuten, so würde, im Fall dieser mehr enthielte als jener, mein Begriff nicht den ganzen Gegenstand ausdrücken, und also auch nicht der angemessene Begriff von ihm sein.« Kant müsste schier allwissend sein, um einen Begriff zu bilden, der alle Bestimmungen eines Gegenstandes oder gar von hundert solchen enthielte. Er versteht »Begriff« nur psychologisch als »der Gedanke, der in euch ist«, »eine Bestimmung meines Zustandes« (A597.599 B625.627). Eine andere als diese psychologische Fehldeutung bringt er zur Präzisierung der nebelhaften Rede von »irgend etwas, das zu dem Begriffe eines Dinges hinzukommen könne« nicht bei.

⁴ Unter 3.5 wird sich allerdings herausstellen, dass das Nochnichtseiende nur eine von zwei Arten der Zukunft ist.

gangenheit zeigen. Eine vergangene Sache, z. B. ein vergangenes Ereignis, ist identisch mit einer Sache, die einmal gegenwärtig gewesen ist. Gegenwärtigkeit und Vergangenheit sind logisch unverträglich, aber der Wechsel von der Gegenwart zur Vergangenheit ändert nichts an der Sache; sie kommt über den Gegensatz beider Bestimmungen hinweg, ohne in irgend einer Hinsicht anders als vorher zu sein, weil Gegenwart und Vergangenheit keine Attribute sind. Die vergangene Sache ist nicht mehr, also ohne Existenz; die gegenwärtige Sache existiert; also ist eine Sache, die existiert, identisch mit einer Sache, die nicht existiert. Ein Widerspruch entsteht dadurch nicht, weil Existenz-Inductiva für die Identität der Sache, der sie als Bestimmungen anhängen, belanglos sind.

1.2 Identität und Einzelheit

Zwei Arten von Identität müssen unterschieden werden: relative und absolute Identität. Relative Identität ist eine Beziehung von etwas zu etwas, mindestens zu sich selbst, oder im Fall der 2 von der geraden Primzahl zur kleinsten Primzahl. Absolute Identität besteht zunächst darin, diese Sache zu sein oder selbst zu sein; das ist überhaupt keine Beziehung. Weiter kann sie darin bestehen, von etwas verschieden zu sein; das ist keine Beziehung zu sich selbst. Relative Identität setzt absolute voraus. Das lässt sich so zeigen: Nach der von Leibniz eingeführten herkömmlichen Auffassung besteht relative Identität von A und B in der Übereinstimmung aller Bestimmungen. Das ist zwar nach 1.1 mit Rücksicht auf die Existenz-Inductiva nicht haltbar, aber wenigstens gehört zur relativen Identität die Übereinstimmung aller Attribute. Wenn aber auch nur zwei Attribute, x und y, verglichen werden, muss man schon voraussetzen, dass dasselbe A, das x besitzt, auch y besitzt; sonst hätte der Vergleich mit B keinen Sinn. Wenn diese vorausgesetzte Identität von A von derselben Art wäre wie die relative Identität von A mit B (oder

von A mit A), entstünde ein regressus ad infinitum. Dann müsste nämlich, entsprechend wie beim ersten Mal, ein C angenommen werden, das identisch ist mit dem A, das x besitzt, und dem A, das y besitzt. Unter der Voraussetzung, dass alle Identität relativ ist, würde C dasselbe Schicksal haben wie A: Es könnte seine Aufgabe nur erfüllen durch ein D, das identisch ist mit dem C, das identisch ist mit dem A, das x besitzt, aber auch mit dem C, das identisch ist mit dem A, das y besitzt. So ginge es weiter ad infinitum. Man käme zu einer unendlichen Verschachtelung immer neuer Identitätsträger, aber nie zu einem A, das unmittelbar und geradezu mit einem B identisch sein könnte. Der einzige Ausweg aus dieser Verstrickung besteht darin, den Regress gleich beim ersten Schritt anzuhalten und sich klar zu machen, dass die Identität von A, die für den Vergleich auf relative Identität von A mit B oder mit A erforderlich ist, von anderer Art ist, nämlich absolute Identität des A, keine Beziehung.⁵ Sie besteht in dem Vorzug, selbst zu sein, im Gegensatz zu den Inhalten des von mir so genannten absolut konfus chaotischen Mannigfaltigen⁶, denen es gänzlich an Identität und Verschiedenheit fehlt, wie im Kontinuum in seinen vielen Gestalten, etwa als Phasen einer durchdösten Frist oder eines ohne Akzente durchlittenen Schmerzes, als Wasser (für den Schwimmer mit geschlossenen Augen) oder stockdunkle Nacht; ferner wie die Andeutungsfülle eines zarten lyrischen Gedichtes, die Ideenfülle, wenn ein noch nicht formulierbarer Gedanke gerade aufgeht usw. Die Inhalte eines absolut konfus chaotischen Mannig-

⁵ Diese Ableitung des unendlichen Regresses entspricht der in der von mir so genannten dritten Paradoxie des Selbstbewusstseins (Hermann Schmitz, *System der Philosophie* Band I, 1964, in Studienausgabe wie die übrigen Bände 2005, S. 249–251) und ihrer Auflösung (ebd. Band IV, S. 27–43; *Der unerschöpfliche Gegenstand*, zuerst Bonn 1990, S. 201 f.). Das Problem, das dort für die Identifizierung von Subjekt und Objekt im Selbstbewusstsein aufgeworfen wurde, erweitert sich damit auf Identität überhaupt, ohne Rücksicht auf Selbstbewusstsein.

⁶ Hermann Schmitz, *Logische Untersuchungen*, Freiburg/München 2008, S. 11–18

faltigen haben keine absolute Identität, sie sind nicht selbst, geschweige denn sie selbst (relativ identisch mit sich). Absolute Identität sollte man nicht dadurch bestimmen, dass etwas es selbst ist – dann läge die Verwechslung mit relativer Identität nahe –, sondern dadurch, dass es selbst ist.

Zwischen absoluter und relativer Identität steht die Einzelheit in dem Sinn, dass relative Identität Einzelheit voraussetzt. Einzelheit aber absolute Identität. Die Unterscheidung zwischen (absoluter) Identität und Einzelheit ist von größter ontologischer, kosmologischer und anthropologischer Bedeutung (s. u. 2.2) sowie auch für die Grundlagen der Mathematik¹, fehlt aber in der gesamten Tradition und ist auch mir erst ziemlich spät aufgegangen.⁷ In *Kritische Grundlegung der Mathematik*¹ führe ich Einzelheit mit der Definition ein: Einzelf ist, was Element einer Menge mit der Anzahl 1 ist; 1 ist die Anzahl jeder nicht-leeren Menge, in der jedes Element mit jedem identisch ist. Ich beweise sodann, dass diese Bestimmung gleichwertig mit den beiden folgenden ist: Einzelf ist, was die Anzahl einer endlichen Menge um 1 vermehrt; einzeln ist, was Element irgend einer endlichen Menge ist.⁸ Eine Menge aus mehreren Elementen ist ein Ganzes, das sich von Ganzen anderer Art dadurch unterscheidet, dass sein Inhalt feststeht, ohne von einer zusätzlichen Einteilung des Ganzen abzuhängen. Diese Eigenschaft ist entscheidend dafür, dass nur die Mengen als Träger der Zahlen in Betracht kommen, weil sonst die dem Inhalt entsprechende Anzahl nicht nur vom Ganzen, sondern auch von der Wahl seiner Einteilung abhängen würde, so dass bald diese, bald jene Zahl herauskäme. Ihre angegebene Besonderheit verdanken die Mengen dem Umstand, dass ihre Ganzheit nicht durch Zusammenhang im Inhalt hergestellt wird, sondern von einer Gattung, die

⁷ Zuerst nachweisbar in meinem Buch: *Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie*, Bonn 1994

⁸ wie Anmerkung 1, S. 28–30

mit einem Schlag die Menge als ihren Umfang und die Elemente, die den Inhalt der Menge bilden, als ihre Fälle auszeichnet.

Außer vom Begriff der Menge hängt der Begriff der Einzelheit vom Begriff der Zahl (oder Anzahl, ich verwende beide Worte synonym) ab. Zahlen sind Eigenschaften von (endlichen oder unendlichen) Mengen; wenn z. B. von 9 Menschen die Rede ist, ist kein Mensch als Träger der Bestimmung 9 gemeint – kein Mensch ist 9 –, sondern die Menge der betreffenden Menschen als Umfang einer Gattung, die eine gemeinsame Eigenschaft dieser und nur dieser Menschen ist, allenfalls (wie bei so kleinen Mengen möglich) durch disjungierende Aufzählung gewonnen. Die Zahl hat mit Zählen zu tun und ist die Eignung, die Mengen dem zählenden Menschen so entgegen bringen, dass er sie zählen kann, also ihre Zählbarkeit. Diese besteht in der umkehrbar eindeutigen Abbildbarkeit von Mengen, wie zuerst David Hume gesehen hat.⁹ Sein Fehler war bloß, die Zahl mit der einzelnen Menge zu identifizieren, während doch viele Mengen dieselbe haben. Diesen Fehler suchte Frege zu verbessern. Seine Intention, modern und eleganter formuliert, ging dahin, Zahlen als die Äquivalenzklassen zu verstehen, die aus der Gesamtheit aller Mengen durch die symmetrische und transitive Beziehung umkehrbar eindeutiger Abbildbarkeit ausgesondert werden; eine solche Aussonderung führt dazu, dass die Klassen sich nicht überschneiden, so dass jede Menge eine und nur eine Zahl er-

⁹ Ein Traktat über die menschliche Natur (*A Treatise of Human Nature*), deutsch mit Anmerkungen und Register von Theodor Lipps, mit einer Einführung neu hg. v. Reinhard Brandt, Hamburg 1973, S. 96 f. (1. Buch 3. Teil 1. Abschnitt): »Wir besitzen einen genauen Maßstab in der Bestimmung der Gleichheit und der Größenverhältnisse der Zahlen; nach ihrer Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit diesem Maßstab bestimmen wir ihre Relationen ohne die Möglichkeit eines Irrtums. Wenn zwei Zahlen so zusammengeordnet werden können, dass immer eine Einheit der einen einer Einheit der anderen entspricht so nennen wir sie gleich (...).« Umkehrbar eindeutige Abbildung unter Mengen (auch einer Menge auf sich selbst) ist eine Paarung, für die jedes Element jeder Menge verbraucht wird, so dass die Paare sich nicht überschneiden.

hält. Diese Begriffsbestimmung ist aber wenig informativ, denn es ist ja selbstverständlich, dass jede Menge mit einer gewissen Eigenschaft, wie umkehrbar eindeutig Abbildbarkeit, Element der Klasse aller dieser Mengen ist. Was gesucht wird, ist vielmehr eine nicht triviale Eigenschaft, die die Zählbarkeit einer Menge ausmacht; ich habe daher seit 1964¹⁰ definiert: »Anzahl einer Menge M ist die Eignung einer Menge, umkehrbar eindeutig auf M abgebildet zu werden.« Da diese Eignung symmetrisch (und transitiv, daher wieder Äquivalenzklassen bildend) ist, könnte man ebenso umgekehrt sagen: »die Eignung von M , auf eine Menge umkehrbar eindeutig abgebildet zu werden.« Das hätte aber den Nachteil, die Zahl als Eigenschaft nur gerade von M anzugeben, während die Wahl von M als Relat statt als Referens Gelegenheit gibt, die Zahl gleich als gemeinsame Eigenschaft aller in Betracht kommenden Mengen, daher auch von M selbst, einzuführen. Der zählende Mensch benützt die Zahl zum Zählen, indem er die zu zählende Menge umkehrbar eindeutig auf eine Zählmenge (z. B. von Zahlwortnennungen) abbildet; da in Äquivalenzklassen jedes Element zu jedem in der Äquivalenzbeziehung steht,¹¹ kann er innerhalb dieser Klasse die Zählmenge beliebig wechseln, was besonders zur Eichung der Zählmenge, wenn diese verdächtig wird, nützlich ist.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass alles Einzelne Element einer Menge (mindestens mit der Anzahl 1) und jedes Element einer Menge einzeln ist. Nur dies ist noch zu zeigen. Ich habe bewiesen, dass jede nichtleere endliche Menge durch einzelne Elemente ausgeschöpft wird.¹² Unendlich sind Mengen, die auf echte Untermengen von sich umkehrbar eindeutig abgebildet werden können. Sämtliche Elemente jeder Menge, die auf eine Menge umkehrbar eindeutig abgebildet werden kann, sind einzeln. Sie sind nämlich Elemente einer Menge der Glieder eines

¹⁰ System der Philosophie Band I, S. 288

¹¹ wie Anmerkung 1, S. 149

¹² wie Anmerkung 1, Kapitel 1

Paares.⁹ Eine solche Menge ist eine endliche Menge, und was Element einer endlichen Menge ist, ist einzeln. Die Disjunktion endlich-unendlich ist für Mengen vollständig.¹³ Also ist jedes Element einer Menge einzeln. Als *numerisch* bezeichne ich Mannigfaltiges, das eine Anzahl hat. Das sind, nach dem Gesagten, nur Mengen, und zum Inhalt von Mengen gehört nur Einzelnes. Gleichwertig sind also die Sätze: Alles Mannigfaltige ist numerisch; alles ist einzeln. Sie sind übrigens beide falsch.¹⁴

Es hat sich herausgestellt, dass etwas Element einer Menge, also einzeln, nur sein kann, wenn es Fall einer Gattung ist. Die zweite Voraussetzung für Einzelheit ist absolute Identität. Wenn etwas nicht einmal selbst ist als diese Sache, die obendrein von etwas verschieden ist, kann es sicher nicht gezählt (in ein Paar umkehrbar eindeutiger Abbildung aufgenommen) werden. Umgekehrt kann, was zum Inhalt eines absolut konfus chaotischen Mannigfaltigen gehört, sehr wohl Fall einer Gattung sein, z. B. dieser Gattung *Zum Inhalt eines absolut konfus chaotischen Mannigfaltigen Gehöriges*. Die beiden Merkmale sind also notwendig. Obendrein ist hinzuzufügen, dass die absolute Identität des Einzelnen ungestört ist. Es gibt nämlich auch zwiespältiges Mannigfaltiges mit gestörter absoluter Identität im Inhalt (nicht nach außen).¹⁵

Jetzt ist noch klarzustellen, was eine Gattung und was ein Fall ist. Gattung ist alles, wovon etwas ein Fall ist; ein Einzelnes, das keinen Fall hat, ist ein *Individuum*. Ich betrachte die Gattungen als Sachverhalte. Ein *Sachverhalt* ist die Möglichkeit oder Gelegenheit, etwas in Frage zu stellen, wobei als entscheidende Instanz für die Frage die Wirklichkeit (das Sein) zuständig ist. Wenn die Entscheidung für den Sachverhalt ausfällt, handelt es sich um eine Tatsache, sonst um einen untatsächlichen Sachverhalt. Die Entscheidung hängt nicht davon ab, ob Menschen sie

¹³ ebd. S. 29

¹⁴ ebd. S. 69–72

¹⁵ ebd. Kapitel 4

zur Kenntnis nehmen können; das ist z. B. bei vergangenen Ereignissen, die nicht mehr nachprüfbar sind, nicht der Fall. Wenn sie aber offenbar wird, handelt es sich um Evidenz.¹⁶ Zur Bestimmung der Begriffe von Fall und Gattung gehe ich von der logischen Folge aus. Eine Behauptung A ist *logische Folge* einer Behauptung B, wenn die beiden folgenden Bedingungen erfüllt sind: 1. B ist höchstens zusammen mit A wahr. 2. B bleibt höchstens zusammen mit A in jedem Gedankenexperiment wahr, wenn fiktiv irgend welche Tatsachen durch untatsächliche Sachverhalte ersetzt werden. Behauptungen, die einen Widerspruch zur logischen Folge haben, sind nicht Behauptungen eines Sachverhaltes, weil sie dem Sinn nach sich selbst aufheben, also eigentlich nichts behaupten. Wenn nun für einen Gegenstand G die Behauptung, dass G existiert, für ein Attribut a (falls G nicht existiert: für ein Attribut a von G)¹⁷ die Behauptung, dass mindestens ein a existiert, zur logischen Folge hat und diese Behauptung einen tatsächlichen oder untatsächlichen Sachverhalt S darstellt, dann (und nur dann) ist G ein *Fall* von S und S eine *Gattung* von G. Ein Beispiel: Aus der Behauptung, dass Sokrates existiert, folgt logisch die Behauptung, dass mindestens ein Ehemann der Xanthippe existiert, denn das ist ein Attribut von Sokrates, und jedem Gegenstand kommen seine Attribute mit logischer Notwendigkeit zu (1.1). Die Bevorzugung der Existenz geht darauf zurück, dass Existenz das primäre Existenz-Inductivum ist und Existenz-Inductiva keine Attribute sind, so dass durch die Form der Definition nichts über Attribute vorweggenommen wird. Andererseits beschränkt die Definition die

¹⁶ Über Sachverhalte und Tatsachen wie Anmerkung 6, S. 65–78; über Evidenz: Hermann Schmitz, *Das Reich der Normen*, Freiburg i. Br. 2012, S. 24–41

¹⁷ Dieser Klammerzusatz hat den Sinn, dass, wenn G nicht existiert, diese Tatsache zusammen mit der Behauptung, dass G existiert, einen Widerspruch erzeugt, aus dem jeder beliebige Satz folgt, so dass gemäß der gleich folgenden Begriffsbestimmung G zum Fall jeder beliebigen Gattung würde, wenn dem nicht durch den Klammerzusatz vorgebeugt wird.

Gattungen auf die Attribute, so dass nicht alle Bestimmungen (nicht Existenz-Inductiva) erfasst werden. Dem gewöhnlichen Sprachgebrauch würde es eher entsprechen, die Gattung an die Nennung eines Namens für ein Attribut als an die Behauptung eines Sachverhaltes zu knüpfen. Dann bleibt aber sowohl die Beziehung des Fallseins ohne klärende Sinnggebung als auch die Bedeutung des Wortes »Gattung«, das allen möglichen Verdächtigungen »abstrakter« Gegenstände ausgesetzt wäre. Für mich ist die gewöhnliche und auch von mir verwendete Ausdrucksweise nur eine façon de parler für das angegebene Verhältnis zweier Sachverhalte, die nicht Tatsachen zu sein brauchen.

Nachdem auf diese Weise der Begriff der Einzelheit durchsichtig gemacht ist, komme ich zur relativen Identität. Sie kann nach 1.1 nicht mehr als Übereinstimmung in allen Bestimmungen erklärt werden, wohl noch als Übereinstimmung in allen Attributen, doch ist nicht ganz deutlich, wie weit diese Übereinstimmung geht, weil meine Aufzählung von Existenz-Inductiven nicht vollständig zu sein braucht und überdies noch andere Arten von Bestimmungen, die für absolute Identität nicht wesentlich sind, existieren könnten, obwohl ich nichts davon ahne. Besser scheint mir daher, einen anderen, präzisen Identitätsbegriff einzuführen: Gegenstände A und B sind mit einander identisch, wenn ein absolut identischer Gegenstand G Fall zweier Gattungen a und b ist, also sowohl ein a als auch ein b ist und deswegen als A bzw. B bezeichnet wird. Ein Beispiel: Ein türkischer Schuster in Kreuzberg ist sowohl ein Mann als auch ein Türke, ein Berliner, ein Schuster, ein Moslem, ein Familienvater usw.; man kann das so ausdrücken, dass dieser Mann mit einem (diesem) Türken identisch ist usw. Relative Identität ist also das Fallen unter mehrere Gattungen. Das trifft sogar auf die Tautologie zu, dass A mit A identisch ist. Dann ist nämlich ein Fall der Gattung, Referens der Identität (überhaupt oder mit A) zu sein, identisch mit einem Fall der Gattung, Relat der Identität zu sein. Eigentlich ist Identität hiernach eine Beziehung zwischen zwei Gattungen, die dann vorliegt, wenn ein einzelner, also auch ab-

solot identischer Gegenstand ihr gemeinsamer Fall ist. So ist z.B. Georg Friedrich Händel ein Fall der Gattung *Georg* aller George (d.h. aller Träger dieses Namens) als auch ein Fall der Gattung *Friedrich* aller Friedriche. Das hindert aber nicht, auch in der üblichen Weise von der direkten Identität von Gattungsfällen, darunter Individuen, zu sprechen und die Rede, dass A mit B identisch ist, so zu verstehen: B besitzt alle Attribute von A, d.h. alle für die absolute Identität von A wesentlichen Bestimmungen, und umgekehrt. Die absolute Identität geht sowohl der Einzelheit als auch der relativen Identität voraus und liegt beiden zu Grunde; wenn sie aber durch Fallen unter Gattungen zur Einzelheit ergänzt ist, werden die aus Attributen gewonnenen Gattungen für sie wesentlich.¹⁸

1.3 Situationen

Notwendig und zureichend für Einzelheit ist nach 1.2 die Erfüllung zweier Bedingungen: ungestörte absolute Identität und Fallsein (als Fall einer Gattung). Daraus ergibt sich, dass dann, wenn etwas als Einzelnes bewusst ist, sowohl bewusst sein muss, dass es dieses selbst (absolut identisch) ist, als auch, dass es Fall einer Gattung ist, dass es also eine Idee davon gibt, was es ist oder vielleicht sein könnte. Wenn die zweite Bedingung nicht erfüllt ist, droht der Gegenstand übersehen zu werden. Jakob v. Uexküll berichtet von solchem Übersehen einer Wasserkaraffe vor seinem Platz am Mittagstisch, als er dort den gewohnten Tonkrug erwartete, den ein Diener zerschlagen hatte. Die einseitige Erwartungshaltung blockierte das Finden einer zum Entdecken des einzelnen Gegenstandes vor ihm erforderlichen Gattung. »Das Suchbild vernichtet das Merkbild.«¹⁹ Daraus ergibt

¹⁸ Zum Identifizieren durch Eigennamen oder durch Zeigen vgl. wie Anmerkung 1, S. 52

¹⁹ Jakob v. Uexküll, Georg Kriszat: Streifzüge durch die Umwelten der

sich aber eine Schwierigkeit für das Vermögen, etwas Einzelnes in seiner Einzelheit (als Einzelnes) zu finden. Es scheint nämlich, dass dafür eine einzelne Gattung gefunden werden müsste, für deren Fall es gehalten wird. Damit diese Gattung einzeln sein kann, muss sie Fall einer weiteren Gattung sein. Zwar gibt es auch Gattungen, die Fall ihrer selbst sind, wie die Gattung *Gattung*, aber die kommt nicht in Betracht, weil ihr Umfang keine Menge (kein Umfang mit einer Anzahl) ist. Man sieht sofort, dass sich hier ein regressus ad infinitum anspinnt, ein unendlich hoher Turm von Gattungen, von denen jede ein Fall der nächsthöheren ist. Wenn jedes Finden irgend eines Individuums als einzelne Sache das Finden einer einzelnen Gattung und dieses das Finden einer im Gattung-Fall-Verhältnis übergeordneten Gattung verlangt, wäre jedes Finden einer einzelnen Sache zusammen mit Entdeckung ihrer Einzelheit vor die unmögliche Aufgabe gestellt, gleichzeitig unendlich viele Gattungen bewusst zu haben. Tatsächlich ist aber nichts leichter als die Feststellung: »Hier ist ein einzelner Mensch, ein einzelnes Taschentuch« oder dergleichen.

Die Schwierigkeit lässt sich nur lösen, wenn man annimmt, dass die Gattungen, um ihre Leistung für die Vervollständigung der absoluten Identität der Einzelheit durch das Fallsein zu erbringen, nicht von vorn herein einzeln sein müssen, sondern sich auch erst im Übergang zur Einzelheit befinden dürfen, in einem Stadium, in dem sie noch nicht der Stütze an einer fertig zur Einzelheit ausgereiften Gattung, deren Fall sie sind, bedürfen. So etwas lässt sich etwa an einem Einfall beobachten, wie ihn ein Redner hat, der angesichts einer Herausforderung schon weiß, worauf er hinaus will, ohne seine Gedanken noch einzeln gesondert und formulierungsreif parat zu haben. Sachverhalte,

Menschen und Tiere, als Taschenbuch Hamburg 1956, S. 83. Ein anderes Beispiel (Jemand übersieht seinen Neid, weil er durch seine Eitelkeit am Finden der passenden Gattung gehindert ist) bei Hermann Schmitz, Emotionale Selbsttäuschung, in: Gefühle als Atmosphären, hg. v. Kerstin Andermann und Undine Eberlein, Berlin 2011, S. 35, 38 f.

darunter Gattungen, schälen sich ihm schon heraus, aber noch nicht in der konsolidierten Form, die gestatten würde, sie zu unterscheiden, zu ordnen und darauf zurückzukommen; diese Form erlangen sie erst im Aussprechen. Solche noch unreife Verfassung der Gattungen kann genügen, um mit ihrer Hilfe Einzelnes zu finden. Ein kleines Kind ruft wohl schon, mit dem Finger auf etwas zeigend, »Da! Da!« aus und meint etwas als Einzelnes. Es verwendet dadurch schon die Gattungen des Ortes, des nahen Ortes, der Richtung, in der etwas ist, aber kann noch nicht Rechenschaft davon geben und seine Andeutung noch nicht einordnen.

In solchem flüssigen Übergang können sich Gattungen nur befinden, wenn sie aus einem Milieu geschöpft werden, das der Vereinzelung vorangeht. Ein solches Milieu sind die Situationen. Eine *Situation*, wie ich das Wort verstehe, ist Mannigfaltiges, das zusammengehalten und mehr oder weniger scharf nach außen abgegrenzt wird durch eine binnendiffuse Bedeutsamkeit aus Bedeutungen, die Sachverhalte, Programme oder Probleme sind. Binnendiffus ist die Bedeutsamkeit in dem Sinne, dass ihr Inhalt mindestens nicht nur, oft nicht einmal teilweise, aus Einzelem besteht. Situationen können auffällig sein, besonders als vielsagende Eindrücke, von denen man viel mehr versteht, als man schon sagen kann, indem der Eindruck es dem Beeindruckten gleichsam auf die Zunge legt, etwa in einer eigenartigen Naturstimmung, vor einem fesselnden Porträt oder Gesicht, beim Lesen oder Hören eines zarten Gedichtes, in dem vieles als Andeutung mitschwingt, oder beim Betreten einer Wohnung, die dem Eintretenden, noch ehe er sich umgesehen hat, gleich kahl oder behaglich vorkommt. Die meisten Situationen sind aber zu unauffällig, um auch nur einzeln (registriert) zu werden, wie das glatte Kauen fester Nahrung, wenn man gerade anders beschäftigt, aber mit absoluter Identität und Verschiedenheit trotz fehlender Einzelheit so gut umgehen kann, dass man es unterlässt, mit der Nahrung zusammen die eigene Zunge zu zerkauen. Einen summarischen Überblick gewinnt man, wenn man die

Situationen, durch die man, oft achtlos, unablässig hindurchgeht, nach Typen unterscheidet. Ich gliedere Situationen unter zwei Gesichtspunkten: der augenblicklichen Gegebenheit nach in impressive und segmentierte, dem zeitlichen Verlauf nach in aktuelle und zuständige. Impressive Situationen zeigen auf einen Schlag, präsent, ihre ganze binnendiffuse Bedeutsamkeit, segmentierte immer nur Ausschnitte davon. Aktuelle Situationen können sich beständig ändern, während es bei zuständigen Situationen gewöhnlich, außer in katastrophalen Ausnahmefällen, erst nach längeren Fristen Sinn hat, zu prüfen, ob und wie sie sich geändert haben. Ich gebe Beispiele.

Aktuelle Situationen sind z.B. Gefahren, etwa im Straßenverkehr, die nach sofortiger Abhilfe, wenn ein Unglück vermieden werden soll, verlangen, mit einer Bedeutsamkeit, die aus den relevanten Sachverhalten, den Programmen möglicher Rettung und den Problemen, die unmittelbar vorliegen oder bei Befolgung der Programme hinzukommen, besteht. Diese Bedeutsamkeit ist binnendiffus, weil keine Zeit bleibt, um alle Bedeutungen einzeln herauszuholen. Sie zeigt sich mit einem Schlage, so dass die aktuelle Situation auch impressiv ist. Jedes Gespräch ist eine aktuelle Situation, bald impressiv, wenn der Gesprächsstoff am Tage liegt, bald segmentiert, wenn manches darin verdeckt und hintergründig bleibt. Diese aktuelle Situation ist mit vielen zuständigen Situationen, die in sie hineinwirken, vermischt, etwa der Sprache, in der es geführt wird, den Sitten und Konventionen (einschließlich spezieller Rücksichten), die dabei beachtet werden, den Persönlichkeiten (persönlichen Situationen) und Standpunkten der Gesprächsteilnehmer, den öffentlichen (politischen, wirtschaftlichen, religiösen usw.) Lagen, die den Ton mitbestimmen, sowie der partnerschaftlichen zuständigen Situation, die darüber entscheidet, wie die Teilnehmer mit einander auskommen, und sich bei fortgesetzten Begegnungen verhärtet oder umbildet. Jede motorische Kompetenz, wie überhaupt jedes erworbene Gedächtnis, ist eine zuständige Situation, jede Ausübung davon eine aktuelle. Auch

die Sprache, die durch ihre Regeln, die Sätze, dem Sprecher Gelegenheit gibt, seine Sprüche so zu formen, dass er seiner Absicht gemäß einzelne Sachverhalte, Programme oder Probleme (meist haufenweise) darstellen und damit weitere Ziele verfolgen kann, ist eine zuständige, segmentierte Situation, ihre Ausübung in sprechendem Gehorsam eine aktuelle. Die Persönlichkeit eines Menschen, seine von mir eingehend studierte persönliche Situation²⁰, ist eine segmentierte, zuständige Situation, der Eindruck davon, den ein Mitmensch gewinnt, eine impressive Situation, die aktuell oder zuständig sein kann. Jedes Ding (in einem so weiten Sinn, dass auch Menschen und Tiere Dinge sind) begegnet mit einem typischen oder (wie im Fall eines Bekannten mit seinem charakteristischen Gang, seiner Stimme) individuellen Charakter, woran es als Ding dieser Art oder als dieses Ding wiedererkannt wird. Der Charakter ist eine zuständige, impressive Situation; er bekleidet sich mit einem Gesicht, einer aktuellen, segmentierten Situation, die sich ändert, wenn das Ding sich dreht, nähert oder entfernt, beglänzt oder beschattet wird und viele weitere Modifikationen durchmacht.

Situationen sind die ursprünglichen, primären Gegebenheiten, die grundlegenden Gestalten, in denen dem Tier wie dem Menschen etwas entgegen tritt und seiner Kenntnisnahme und Bearbeitung sich darbietet. Die Tiere sind in Situationen gefangen; der Mensch kann diese aufbrechen, indem er mit seiner explikativen Rede aus der binnendiffusen Bedeutsamkeit einzelne Bedeutungen (Sachverhalte, Programme, Probleme) herausholt und zu Konstellationen vernetzt. Immer aber muss er dabei aus Situationen schöpfen, auch aus solchen, die sich durch Zusammenwachsen der Explikate in der Lebenserfahrung neu bilden, wieder expliziert werden, wieder zusammenwachsen usw.

²⁰ Hermann Schmitz: System der Philosophie Band IV, Bonn 1980, in Studienausgabe 2005, S. 287–473; Der Spielraum der Gegenwart, Bonn 1999, S. 106–136; Bewusstsein, Freiburg i. Br. 2010, S. 99–109

Ein gröbliches Missverständnis liegt vor, wenn man glaubt, zu Gunsten der aus lauter Einzelem zusammengesetzten Konstellationen die Situationen entbehren und geringschätzig abtun zu können. Diesem Missverständnis unterliegt mit aggressiver Hervorkehrung vermeintlicher Überlegenheit der platonische Sokrates mit allen Bewunderern seiner dialektischen Kunst. Seine Methode ist der Elenchos, dessen er sich als der größten Wohltat rühmt, die einem Opfer dieser Operation angetan werden könne²¹: Sokrates fragt einen kundigen Fachmann nach dem, was dieser als Fachmann weiß, mit der Auflage, dieses Gewusste in einer bündigen Aufzählung einzelner Merkmale anzugeben. Der Befragte ist dazu nicht fähig und wird sogleich beschämt als jemand, der zwar glaube, etwas zu wissen (zu verstehen), es aber nicht wirklich wisse. Auf diese Weise gelingt es Sokrates, dem tapferen Feldherrn Laches, dessen Kenntnis der Tapferkeit ein erworbenes Gedächtnis (eine zuständige Situation) ist, dieses so auszutreiben, dass der gar nicht mehr weiß, was er eben noch einzusehen glaubte, sich dafür aber eifrig für die neue, konstellationistische Wissensform bereitzumachen sucht.²² Freilich ist die sorgfältige und genaue Definition die reifste Frucht phänomenologischen Bemühens, aber sie kann nicht mit brachialgewaltiger Verachtung des Situationswissens aus dem Boden gestampft werden, sondern bedarf geduldigen und sensiblen Bemühens, um dem kundigen Bescheidwissen, das aus dem Leben in Situationen gewonnen ist, gerecht zu werden.

In der modernen Mathematik, seit der Erfindung der transfiniten Mengenlehre durch Georg Cantor, und der von der mathematischen Logik durchdrungenen analytischen Philosophie, ist ein Streit zwischen sogenannten Platonisten und Nominalisten entbrannt, in Fortsetzung des scholastischen Ringens um das Universalienproblem, wobei die Platonisten die Existenz so-

²¹ Platon Sophistes 230

²² Platon Laches 194b

genannter abstrakter Wesenheiten wie Zahlen, Mengen, Sachverhalte und Gattungen verteidigen, während die Nominalisten solche Gegenstände mit aggressivem Wetzen des Rasiermessers Ockhams ausradieren wollen. Dieser Streit ist gänzlich nutz- und inhaltslos, weil beide Parteien von der verkehrten Voraussetzung des Singularismus ausgehen, dass alles ohne Weiteres einzeln ist. Die Platonisten lassen sich ihre abstrakten Gegenstände wie Geschenke von vorn herein in den Schoß fallen; die Nominalisten bestehen auf mehr oder weniger handgreiflichen, vermeintlich konkreten Individuen, die, wie Leibniz in seiner Doktordissertation *De principio individui* sagt, *tota sua entitate*, durch ihre ganze Wesenheit, also von vorn herein individuell sind, ohne dass man sich über Voraussetzungen solcher Individualität Gedanken machen müsste. Tatsächlich wird die Einzelheit in einem komplizierten Prozess mit Hilfe der Sprache aus Situationen geschöpft; das Einzelne ist als solches keineswegs konkret, sondern nur hinsichtlich seines Stoffes, nicht aber der Form der Einzelheit, in die dieser nur in der Sicht satzförmig redefähiger Wesen wie der Menschen aufgenommen wird. Die sogenannten abstrakten Objekte sind, wenigstens abzüglich der aus willkürlicher Konstruktion entsprungenen, auch keineswegs abstrakt, d. h. durch eine Abstraktionsleistung aus konkreten Individuen herausgefiltert; vielmehr verdanken solche einzelnen Individuen ihre Einzelheit der Vermittlung durch Gattungen, nämlich Sachverhalte, als deren Fälle, und durch Mengen mit Zahlen, als deren Elemente. Bedeutungen (Sachverhalte, Programme, Probleme) sind ursprünglicher konkret als Tische und Stühle und keineswegs einem transzendenten Ideenreich entnommen, sondern der gemeinen Empirie und Lebenserfahrung im Umgang mit Situationen. Ein Krebschaden der modernen Erkenntnistheorie ist der Projektionismus, unter dessen Protagonisten Nietzsche hervorsteht.²³ Der Projektionist baut sein

²³ Vgl. Hermann Schmitz: *Der Weg der europäischen Philosophie. Eine Gewissenserforschung*, Band II, Freiburg/München 2007, S. 559–562;